

Annika Raapke

»DIESES VERFLUCHTE LAND«

Europäische Körper
in Brief Erzählungen
aus der Karibik,
1744 – 1826

Aus:

Annika Raapke

»Dieses verfluchte Land«

Europäische Körper in Briefierzählungen aus der Karibik,
1744–1826

März 2019, 322 S., kart.

39,99 € (DE), 978-3-8376-4234-6

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4234-0

Eine Reise oder gar Umsiedlung in die französische Karibik brachte für Europäer_innen im 18. Jahrhundert oft einschneidende körperliche Erfahrungen mit sich. Von diesen Kolonialerfahrungen berichteten sie ihren Partnern, Freunden und Familienangehörigen in unzähligen Briefen.

Annika Raapke nimmt sich dieser bislang unerforschten Briefierzählungen zwischen 1744 und 1826 an. Ihre Studie zeigt, wie die Karibik einerseits als Ort körperlicher Gefahr, der Krankheit und des Todes verhandelt wurde, andererseits aber auch als aufregender »Möglichkeitsraum« für den Körper, an dem Grenzen überschritten und ganz neu abgesteckt werden konnten.

Annika Raapke, geb. 1985, ist Post-Doc und ehemalige Kollegiatin im DFG-Graduiertenkolleg »Selbstbildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive« sowie Mitarbeiterin im Akademienprojekt »Prize Papers« an der Universität Oldenburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Körper- und Medizingeschichte, Geschlechtergeschichte sowie die französischen Karibikkolonien des 18. Jahrhunderts.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4234-6

© 2019 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Danksagung | 9

Vorbemerkungen | 13

Einleitung | 15

Vorweg: Sklaverei | 22

Das Material: Die HCA-Briefe | 27

Methodisch-theoretisches Vorgehen | 32

Unsicherheit | 51

Körper in Briefen | 56

Orte, von denen es kein Entrinnen gibt?

Körper im 18. Jahrhundert | 63

Was ist ein frühneuzeitlicher Körper? | 71

Innen und Außen: Der Körper in seinem Umfeld | 78

Der Einfluss von Luft, Wasser und Ortsverhältnissen | 81

Männer- und Frauenkörper | 86

Die französische Karibik, ca. 1635-1800 | 89

Französische Kolonialaktivitäten in den Westindischen Inseln | 93

Die Kolonie Saint Domingue | 96

Die Kolonien der Kleinen Antillen | 99

Sklaverei in der französischen Karibik:

Die Konstruktion „des Sklaven“ | 103

Die freie Bevölkerung der französischen Karibik | 112

Die Karibik von zu Hause betrachtet | 123

Die Ankunft in der Karibik | 129

Im Reich des „père tropique“ | 134

Das karibische Klima | 151

Gesundheitspflege in der Karibik | 161

Ernährung und Gesundheit | 171

„Sich Wohlfühlen“ in der Karibik | 183

Körperliches Wohlbefinden und Gesellschaft | 191

„Lebhafte Leidenschaften“ | 197

Tanzen und Kleidung | 204

Libertinage | 215

**Krankheitserfahrung, Krankheitsbehandlung,
Krankheitserzählung** | 241

Berichte von Sterben und Tod | 281

**Fazit und Ausblick: Sagbares, Unsagbares
und unaussprechliche Gewalt** | 289

Untersuchungsmaterial | 303

Archive | 303

Gedrucktes Quellenmaterial | 304

Literatur | 307

Bibliographische Angaben | 307

Onlinequellen | 319

Danksagung

Ich danke der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sowie stellvertretend für das gesamte Auswahlgremium den SprecherInnen des DFG-Graduiertenkollegs 1608-1/2 „Selbstbildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive“ an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, für die Förderung der vorliegenden Forschungsarbeit. Besonderer Dank gilt dem SprecherInnenteam auch für die großzügige Ermöglichung der Archivaufenthalte in London und auf Martinique. Dem Personal in den Archives Départementales de la Martinique in Fort de France danke ich für die freundliche Aufnahme und Betreuung. In den UK National Archives, die mir in den letzten Jahren geradezu zur zweiten Heimat geworden sind, danke ich vor allem Amanda Bevan und Randolph Cock, die mit ihrer unglaublichen Expertise und Hilfsbereitschaft immer wieder die erstaunlichsten Hinweise für mich parat hatten. Ich freue mich sehr auf unsere zukünftige Zusammenarbeit und viele weitere Gespräche über Jeeves & Wooster. Den Mitgliedern des DFG-Graduiertenkollegs, besonders aber David Adler, Bianca Pick, Jörn Eiben und Kristina Brümmer, danke ich für den jahrelangen intensiven Austausch, viele hilfreiche Anregungen und vor allem die zahlreichen Momente kollegialen und freundschaftlichen „Zusammenseins“ – es war mir eine Ehre und ein Vergnügen, mit Euch zusammenarbeiten zu dürfen.

Viele KollegInnen haben mit wichtigen Hinweisen und Anregungen, Fragen und Kommentaren Beiträge zu dieser Arbeit geleistet. Ich danke hier vor allem Malte Thießen, Jens Gründler und dem Institutskolloquium zur Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Thomas Truxes, Alex Taylor und Kate Davison. Angesichts der gelegentlichen Unsicherheitsmomente, welche die Dissertationsphase unweigerlich mit sich bringt, war die kontinuierliche und persönliche Unterstützung einiger FachkollegInnen von unschätzbarem Wert für mich. Ganz herzlichen Dank möchte ich Hans Medick aussprechen, dessen Zuspruch und Interesse mir immer wieder ein besonderer Ansporn waren. Das gleiche gilt

für Margaret Hunt! Jan-Friedrich Missfelder sende ich großen und sehr vergnügten Dank für viele hervorragende Empfehlungen, Gelegenheitseröffnungen und Ananasmomente.

Phil Withington, meinem Zweitbetreuer, danke ich für zahllose exzellente Ratschläge, Kritik und Ermutigung, viele zurückgelegte Kilometer und investierte Stunden, vor allem aber für seine Freundschaft – eindeutig eines der besten Ergebnisse der Promotionszeit.

Dagmar Freist, meiner Doktormutter, danke ich für ihr großes Vertrauen in die Fähigkeiten ihres wissenschaftlichen Nachwuchses und für ihre beständige Bereitschaft, jungen WissenschaftlerInnen Möglichkeiten zu geben, sich auszuprobieren. Dafür, dass Einwände wie „zu jung“ oder „zu unerfahren“ oder „noch nicht ‚weit‘ genug“ für sie stets komplett irrelevant waren, so lange ich mir nur selbst zutraute, die jeweilige Herausforderung anzugehen. Dafür, dass sie mich immer darin bestärkt hat, eine eigene wissenschaftliche „Stimme“ zu entwickeln, und es stets verstanden hat, zu beraten ohne einzugreifen. Dafür, dass in ihrer Abteilung Platz ist für weniger konventionelle Forschung und Lehre, für Experimente und Kreativität. Und dafür, dass sie das geradezu Unmögliche geschafft hat, nämlich die Zusammenstellung eines wissenschaftlichen Nachwuchsteams, das seit mittlerweile beinahe zehn Jahren hervorragend und ohne Konkurrenzdruck zusammenarbeitet. Und so zu den KollegInnen aus der Abteilung für Geschichte der Frühen Neuzeit: Ich danke Annett Meiners, Frank Marquardt und Gerd Steinwascher für gemeinsame Archivaufenthalte und Karibikfachsimplereien – vor allem aber danke ich der Prize Papers Crew der ersten Stunde, Christina Beckers und Jessica Cronshagen, den besten Kolleginnen weit und breit; sowie Frank Schmekel und Constantin Rieske. Lucas Haasis, meinem jahrelangen Kompagnon und Komplizen in Forschung, Lehre und akademischem Unwesen aller Art: Ich danke Dir für all die hervorragenden Zeiten! Es warten noch so viele Kostüme auf uns. In diesem Zusammenhang danke ich auch Hanne Robben für die großzügige Ermöglichung der o.g. Aktivitäten.

Der unvergleichlichen Marta Mazur danke ich für ihren ausdauernden Einsatz dafür, dass aus einem Text tatsächlich ein Buch werden konnte, und verneige mich vor ihren erstaunlichen Fähigkeiten. Ich danke Lara Brünjes, Hannah Dasecke, Viktoria Darenberg und Britta Lammers für offene Ohren, Geduld, Nachsicht und höchstwillkommene Ablenkungen, das gleiche gilt für Kerstin von der Lieth, die sich zudem als Korrekturheldin erwiesen hat, und für Alexandra Janetzko, die mich mit gewohnter Brillanz und Souveränität durch meine Disputation bugsiert hat.

Meinen Großeltern Karl-Heinz und Monika Beutler danke ich für ihren Enthusiasmus angesichts meiner Arbeit, der mir viel bedeutet hat; ebenso danke ich

meinem verstorbenen Großvater Hans-Dietrich Raapke, Ela Eckert, sowie Helge und Uwe Köster. Meinem Vater danke ich für seine Begeisterung für Geschichte, die er mir so großzügig weitergegeben hat.

Meiner Mutter Stefanie Raapke danke ich für ihre unerschöpfliche Unterstützung, ihr gutes Gespür für das, was wichtig ist, und ihren extrem wertvollen Rat in allen Belangen.

Patrick Ficus ist maßgeblich verantwortlich dafür, dass diese Arbeit überhaupt entstanden ist. Als Manager, Trainer, Forschungsassistent und Seelsorger in Personalunion hat er drei Jahre lang unermüdlich angefeuert, gelobt, geschimpft, hinterfragt, formatiert, fotografiert und getröstet, bis die letzte Seite geschrieben war. Danke.

Oldenburg, im Oktober 2018

Einleitung

„Da ich hier keine Möglichkeiten habe, Ihnen zu schreiben, meine liebe Schwester, nutze ich die Gelegenheit des lieben Boisclair, der nach Neuengland reist, um Ihnen das grausamste Unglück mitzuteilen, das uns ereilt hat, ich zittere, meine zärtliche Freundin, es Ihnen auszusprechen, es kostet mein Herz so viel! Ah! Meine liebe Freundin, es ist der Verlust Ihres Sohnes, Ah! Arme Mutter, wie sehr ich Sie bedaure, und wie sehr ich selbst zu bemitleiden bin; ich hätte alles auf der Welt gegeben dafür, ihn nicht gekannt zu haben, dann hätte ich ihn nicht ins Herz geschlossen wie ich es getan habe; trotz all meiner Pflege, der seines Onkels und der Herren Ärzte, wir haben ihn nicht für einen Moment alleine gelassen, weder bei Tag noch bei Nacht, unsere Pflege war fruchtlos; er ist am 31. März an einem böartigen und putriden Fieber gestorben, wir fühlen so sehr, meine liebe Freundin, den grausamen Verlust den wir erlitten haben; Sie waren nicht glücklich, ihn nach St Domingue ziehen zu sehen; ich warne Sie, meine zärtliche Freundin, sich nicht dem Kummer hinzugeben, und Ihren Schmerz Gott anzuvertrauen...“¹

1 HCA 30/381, Mme Charneau Fournon an Mme Monnier de Chambrian, 21.05.1793: „Nayans aucune occasion chere sœur ici, pour vous écrire je profite de l’occasion du cher boisclair, qui vas faire un tour a la nouvelle angleterre; pour vous anoncer le malheur le plus cruelle, qui nous est arrivé je tremble, ma tendre amie De vous le prononcer il en coute tant à mon cœur ! ah ! ma chere amie, c’est la perte de votre fils, ah ! pauvre mere que je vous plaind, et que je suis moi-même a plaindre; j’aurois donné atout au monde, pour ne lavoir pas connu, alors je me serais pas attaché a lui comme je l’ais fait, malgré tous mes soins, ceux de son oncle, et des messieurs médecin, nous ne l’avons pas abandonné un instant, ni nuits ni jours nos soins ont été inutile; il a perit d’une fievre maligne et putride le 31 mars, nous sentons bien ma chere amie, la cruelle perte que nous avons fait; vous netiez pas contente de le voir passer a st Domingue; je vous exorte ma tendre amies a ne pas vous abandonner au chagrin, d’offrir vos peines a Dieu...“.

Dieser Brief, geschrieben am 21. Mai 1793 in Saint Domingue, hat sein Ziel nie erreicht – er wurde unterwegs von englischen Kaperern abgefangen. Doch was, wenn er tatsächlich angekommen wäre? Die Adressatin, Madame Monnier de Chambrian, würde ihn wahrscheinlich an der Tür ihres Hauses in Nantes in Empfang genommen haben. Sie hätte bezahlt (der Empfänger oder Adressat eines Briefes hatte für dessen Transport aufzukommen): den Preis für den ersten Brief seit langem, der sie aus den Antillen erreicht hätte. Saint Domingue war zu diesem Zeitpunkt geschüttelt von der Revolution seiner SklavInnen, und die Transportwege des Atlantiks waren unsicher aufgrund der Kriege, die Frankreichs eigene Revolution nach sich gezogen hatte. Vermutlich hätte Mme Monnier de Chambrian mit einiger Aufregung den Brief geöffnet, der ihr endlich Neuigkeiten von ihrem Sohn und ihrer Familie bringen sollte. Was sie jedoch vorgefunden hätte, war die Bestätigung ihrer schlimmsten Befürchtungen: Der Sohn, um dessen Wohlergehen in der Karibik sie sich so gesorgt hatte, war tot. Weder die Pflege seines Onkels und seiner Tante, noch die Fürsorge der Ärzte hatten ihn von jenem „böartigen und putriden“ Fieber retten können, das ihn ereilt hatte – eine der Krankheiten, die der Karibik die zweifelhafte Ehre verschafft hatten, in die Reihe der „European’s Graveyards“² aufgenommen zu werden. Und dieser Ruf war wahrscheinlich auch der Grund dafür gewesen, dass Mme de Chambrian ihren Sohn nie nach Saint Domingue hatte reisen lassen wollen, wie ihre Schwester im Brief einräumte.

In die Karibik zu reisen hieß buchstäblich, eine Grenze zu übertreten; den Wendekreis des Krebses zur überqueren, hinter dem die „Tropen“ begannen. Für viele EuropäerInnen des 18. Jahrhunderts war dies eine grundsätzlich gefährliche Unternehmung, war es doch keinesfalls sicher, dass man jemals wieder zurückkehren würde. Jeder Zeit konnte man von einem der allgegenwärtigen Fieber dahingerafft werden, wie der junge Monsieur Monnier; vom ‚Ténesme‘ (einer Erkrankung des Darmtraktes), oder von einer der diversen anderen exotischen Krankheiten, die die Tropen für europäische Neuankömmlinge bereithielten. Selbst wenn man nicht gleich starb, wurde man doch zumindest stark geschwächt. Die ungesunde Luft der Karibik verwandelte die stärksten, robustesten europäischen Körper in schwächliche Schatten ihres einstigen Ruhms. Zudem kamen ungewohnte Lebensmittel, Erdbeben und Hurricanes.

Die kolonialen Arrangements der Karibik des 18. Jahrhunderts lebten in zuvor kaum gekanntem Ausmaß von menschlichen Körpern und ihrer Ausbeutung. Menschliche Körper waren der Rohstoff, auf dem ihr Reichtum basierte. Hun-

2 Siehe z.B. Pols, Hans: Notes from Batavia, the European’s Graveyard: The nineteenth-century debate on Acclimatization in the Dutch East Indies, in: Journal of the History of Medicine and Allied Sciences 67/1, 2012, S. 120-148.

dertausende SklavInnen wurden unter Zwang in die Karibik „geliefert“ und dort von Aufsehern, Verwaltern und PflanzerInnen brutal benutzt, ausgebeutet und gequält, um diesen Reichtum zu erwirtschaften. Armeen von Soldaten, deren Rekrutierung bereits ihren möglichen, sogar wahrscheinlichen Tod während der Stationierung einkalkulierte, mussten diesen Reichtum schützen.³ Boris Lesueur hat den vielsagenden Umstand aufgezeigt, dass die französische Armee für die kolonialen Truppen ihre Rekrutierungsstandards senkte. Um in die französische Kontinentalarmee aufgenommen zu werden, musste ein Rekrut die Mindestkörpergröße von „5 pieds 1 pouce“, „fünf Fuß, einen Daumen“, bzw. 167 cm, erreichen⁴ Laut Lesueur erfüllten jedoch nur 38% der Rekruten der Kolonialarmee diese Bedingung.⁵ Angesichts der hohen Mortalität, für die die Tropen bekannt waren, war das Militär wenig geneigt, besonders wählerisch zu sein bei der Auswahl der Soldaten, die dorthin geschickt wurden. Laut Lesueur galt dies anscheinend auch für die Offiziere der kolonialen Regimenter, deren Karrieren in Frankreich oftmals eine unerfreuliche Wendung genommen hatten. Er zitiert den folgenden, recht harschen Kommentar, der zu Beginn der Französischen Revolution vor der Nationalversammlung über die Kolonialarmeen abgegeben wurde: „Diese Regimenter sind nichts als eine Art Rinnstein, in dem all die Abwässer Frankreichs sedimentieren...“⁶ Auch wenn etwa die Kolonie Saint Domingue das „Juwel“ in der französischen Krone war und auch die anderen Inseln massiv zum Wohlstand (einiger) seiner Bewohner beitrugen, war Frankreich nicht bereit, seine besten Soldaten an den Schutz der Kolonien zu verschwenden.

Zeitgenossen besprachen die Karibik – als „typische“ Tropenregion – oft als ein „körperfressendes“ Konzept. Die Vorstellung einer grundsätzlichen Gefährlichkeit der Tropen kann im europäischen Raum seit mindestens dem 16. Jahrhundert nachvollzogen werden, wie z.B. David Arnold für medizinische und wissenschaftliche Literatur aufgezeigt hat: „Authors warned of a often malevolent climate, and all manner of roaring, biting, gnawing creatures that harassed

3 Dasselbe galt für die Crews, die auf den Schiffen der großen Handelskompanien in Richtung Karibik reisten; häufig setzten sie sich aus Vertretern der ärmsten, tagelöhnernden Schichten europäischer Gesellschaften zusammen, denen sich wenige Alternativen boten. Siehe etwa Van Heinigen, Willem Teunis: La situation sanitaire à bord des vaisseaux de la „VOC“ au Cap de Bonne-Espérance et à Batavia entre 1750 et 1800, in: Histoire des Sciences Médicales, XLI/3, 2007, S. 303-313.

4 Lesueur, Boris: Les Troupes Coloniales aux Antilles sous l’Ancien Régime, in: Histoire, Économie & Société 28/4, 2009, S. 3-19, S. 16.

5 Ebd.

6 Ebd.: „ces régiments ne sont guère que des sortes d’égouts où vont se déposer toutes les immondices de France...“.

human life by land and sea. In so seemingly hostile an environment, it was not surprising that disease, too, raged with particular violence in the tropics“.⁷ Diejenigen die aus freien Stücken dorthin reisten, besprachen ihre körperlichen Leiden bisweilen als „ein Tribut, von dem kaum jemand ausgenommen ist“⁸, als wäre die Region eine Art mythischer Kreatur, die durch das Opfer der Gesundheit beschwichtigt werden musste, erschreckend und faszinierend zugleich. Denn seit den frühesten Anfängen der Europäischen Kolonialunternehmungen in der Karibik wurde die Karibik diskursiv stets auch als ein Raum konstruiert, in dem physische und moralische Grenzen aufgelöst werden konnten, und wo eine Neuentdeckung des Selbst möglich war, insbesondere für Männer – ein Aspekt, der im Ritual der Linientaufe⁹ (bei der Erstüberquerung des Wendekreises des Krebses) seinen symbolischen Ausdruck fand. Legenden von Europäern, die als Abenteurer oder Piraten in der Karibik gelebt hatten, die alle denkbaren körperlichen Exzesse ausgelebt hatten und dann entweder reich und mächtig geworden oder eines glamourösen (wenn auch höchst despektierlichen) Todes gestorben waren, gehörten ebenso zur diskursiven Konzeption der Karibik wie Gelbfieber und das gefährliche Klima. Studien wie Doris Garraways „The Libertine Colony“ zeigen, wie Texte im 17. und 18. Jahrhundert die karibischen Kolonien als Orte erzählten, wo unterschiedliche Praktiken von „Corruption“¹⁰ oder „Débauche“ vollzogen und innerhalb der soziomateriellen Arrangements intelligibel sein konnten, die andernorts nicht akzeptabel gewesen wären. Der europäischstämmigen (bzw. weißen) Bevölkerung etwa war ein Verwischen sozialer Grenzen möglich insofern als sie ungeachtet ihrer sozialen Zugehörigkeit oder Herkunft in Luxus schwelgen konnten, sofern sie es sich leisten konnten. Als der Bruder von Mme Lambert 1792 in Les Cayes, Saint Domingue, anlandete, ging er in zerrissenen Lumpen und komplett ohne Besitz von Bord. Er erwartete allerdings, in kürzes-

7 Arnold, David: The Place of ‚the tropics‘, in: Western medical ideas since 1750, in: Tropical Medicine and International Health, 2/4, 1997, S. 303-313, S. 307.

8 HCA 30/260, 201, De Vande, Grande Rivière, Saint Domingue, an Monsieur de Vande, Chevalier de l’ordre Royal militaire de St. Louis, ingenieur en chef au Chateau trompette a Bordeaux, 08.03.1756.

9 Der Begriff der Linientaufe wird im Deutschen oft synonym zu dem der Äquatortaufe benutzt. In der Tat ist die Äquatortaufe auch eine Linientaufe, jedoch bezieht sie sich – offensichtlich – auf die Überquerung des Äquators, während „Linientaufe“ auch die Überquerung der Wendekreise des Krebses und des Steinbocks einschließt.

10 Kürzlich auch für die spanische Karibik: Smith, Casey S.: Virtue in Corruption. Privateers, Smugglers, and the Shape of Empire in the Eighteenth-century Caribbean, in: Early American Studies, 13/1, 2015, S. 80-110.

ter Zeit mit allen *Accoutrements* eines „*petit caigneur*“¹¹ ausgestattet zu sein, was besonders seine Schwester verärgerte, an die er sich für die Bereitstellung dieses neuen Lebensstils wandte – dieser Konflikt wird später genauer beleuchtet. Es genügt hier jedoch dieser kurze Einblick, um aufzuzeigen, dass Mme Lamberts Bruder mit spezifischen Erwartungen bezüglich der Möglichkeiten, die das Leben in der Kolonie für ihn bereithalten würde, in die Karibik gereist war.

In dieser Arbeit wird untersucht, wie EuropäerInnen des 18. Jahrhunderts (sowohl Neuankömmlinge als auch Langzeit-Siedler) aus den unterschiedlichsten Bevölkerungsschichten die sozialen und geophysischen Bedingungen der Karibik durch ihre Körper erfuhren und darstellten – als Bedrohung für Gesundheit und Leben, als Chance zur Veränderung und Neuerfindung, oder als Grenzgang zwischen beiden Seiten. Es soll untersucht werden, welche Praktiken diejenigen Menschen, die fern der Verwaltungseliten der Metropolen die koloniale Gesellschaft konstituierten und somit „den Kolonialismus“ in der französischen Karibik verkörperten und praktizierten, zum alltäglichen Umgang mit der Gefahr entwickelten; ebenso wie die Praktiken, die zur Auslotung und Ausnutzung neu entdeckter sozialer „Maneuerräume“ entstanden; und es soll unter die Lupe genommen werden, wie die EuropäerInnen Grauzonen zwischen Vorsicht und „*Débauche*“ navigierten. Als Forschungsgrundlage hierfür dient eine Auswahl von 150 Briefen, die aus den französischen Karibikkolonien nach Europa oder aus Europa in die Kolonien versandt wurden. Angesichts dieser Quellengrundlage muss bei der Annäherung an die genannten Aspekte berücksichtigt werden, dass es sich bei den einzelnen Briefen um sorgsam verfasste und auf AdressatInnen zugeschnittene Erzählungen handelte. Der relativ offene Begriff der „Erzählung“ – später noch gründlicher definiert – wird hier verwendet, weil er sich hervorragend eignet, um sowohl den konversationellen Charakter eines Briefaustauschs als auch die sorgfältige Kompositionsleistung in Antizipation spezifischer AdressatInnen zu erfassen, die jeder Brief bedeutete. Beide Aspekte stellen gleichzeitig zentrale Grundpositionen für die hier erfolgende Analyse historischer Briefe dar, denn Briefe dienten (fast) immer auch dazu, Zugehörigkeiten zur europäischen Heimat zu bewahren und zu sichern. Familienbande, Freundschaften und Geschäftsbeziehungen mussten beständig aufrechterhalten und bestärkt werden, da wirtschaftliche und soziale Existenzen in vielen Fällen von deren Rückhalt und Unterstützung abhingen; dies war ein maßgeblicher Faktor bei der Komposition von Briefen in die Heimat.¹² Somit wird einerseits untersucht

11 HCA 30/394, Mme Lambert, Saint Domingue, an ihre Schwester Dlle Fauque in Nantes, 12.01.1793.

12 Siehe etwa Pearsall, Sarah: *Atlantic Families. Lives and Letters in the Later 18th century*, New York 2008; Powers, Anne M.: *A Parcel of Ribbons. The letters of an 18th*

werden, wie die Angst vor Krankheit und Tod, oder auch eine generelle Sorge um das körperliche Wohl, ebenso wie „tatsächliche“ Erfahrungen von Krankheit, Verletzung oder Todesfällen in den Kolonien in Briefen diskutiert wurden, und wie die BriefschreiberInnen innerhalb ihrer Erzählungen Zusammenhänge zwischen diesen Erfahrungen und der karibischen Umgebung herstellten. Welche Gesundheits- und Präventionspraktiken, welche Praktiken der medizinischen (Selbst-)Versorgung wurden in Briefen berichtet? Erlebten Europäer die sozialen und physischen Bedingungen der Karibik als körperliche Irritationen, und somit als Bedrohungen für ihre Gesundheit, und wenn ja, wie erzählten sie dieses in Briefen? Versuchten sie, diesen Irritationen mit Veränderungen ihrer eigenen Praktiken zu begegnen? Wie wurde somit das Verhältnis des Lebensraums Karibik und der dort lebenden Europäer konstruiert? Andererseits soll aber auch erfragt werden, welche neuen Praktiken der „Ausstellung“ und Sichtbarmachung des Körpers (etwa durch veränderte Kleidung, oder auch durch das Teilen neuer oder anderer sozialer und physischer Räume); des Sorgens für den Körper und des Umganges mit ihm (in den Bereichen Arbeit, Sexualität, Gesundheitspflege), aber auch des Erfahrens des Körpers (etwa in der Feststellung neuer oder anderer Bedürfnisse und Möglichkeiten) in Briefen zur Sprache kamen, und inwiefern diese Rückschlüsse auf veränderte körperliche Selbstkonzepte zulassen, auf Verschiebungen gültiger Systeme der Akzeptanz und Anerkennung. Hier liegt der Fokus darauf, ob und wie die Karibik, das Gebiet jenseits der Grenzlinie des Wendekreises, als ein „Möglichkeitenraum“ konstruiert wurde, der EuropäerInnen die Möglichkeit bot, sowohl sich selbst als auch die eigenen Vorstellungen von sozial akzeptiertem bzw. erwünschtem Benehmen neu zu definieren. Dieser Ansatz verspricht eine neue Annäherung an die Etablierung der Kolonialgesellschaften „von unten“. Hier sei allerdings vorangestellt, dass koloniale „Möglichkeitenräume“ sich für Männer deutlich anders darstellten als für Frauen, denen auch in der körperlichen Entgrenzung deutliche Grenzen gesetzt waren.¹³ Das

century family in London & Jamaica, London 2012; Dierks, Konstantin: In My Power. Letter Writing and Communication in Early America, Philadelphia 2009.

- 13 Selbstverständlich ist es ebenso denkbar, dass BriefschreiberInnen eventuelle Momente der Transgression in ihren Briefen ausließen, da sie wussten, dass ihre Leserschaften sie nicht akzeptieren oder verstehen würden. Dennoch beinhalteten diskursdominierende Berichte und Legenden auch so beeindruckende Figuren wie die Piratinnen Mary Read und Anne Bonny, deren Geschichten Leserschaften im 18. Jahrhundert faszinierten, und die vermuten lassen könnten, dass die Idee weiblicher Grenzübertretungen in der Karibik in Europa in gewissem Maße vertraut war. Allerdings gingen sowohl Read als auch Bonny ihren alltäglichen Piratengeschäften in Männerkleidung nach und gaben sich im Allgemeinen nicht als Frauen zu erkennen. Insofern sind sie

Verhältnis von drohender Gefahr und lockender „Freiheit“ wurde von den ZeitgenossInnen in verwickelten Zusammenhängen gesehen: Einerseits sorgte die ständige Bedrohung des Körpers durch Krankheit, Klima und Krieg für eine schnelllebige, hedonistische, todesverachtende Kultur, in der der allgegenwärtige frühneuzeitliche Leitsatz des maßvollen Lebens an Relevanz verlor. Andererseits war es die Verlockung, eben dieser Dekadenz anheim zu fallen, die den Körper besonders bedrohte, denn das maßvolle Leben wurde in der gefährlichen Umgebung umso wichtiger. Aber was in der Karibik als maßvoll galt, konnte und musste im Interesse der Erhaltung des Körpers bisweilen neu ausgehandelt werden, denn was in Europa gesund war, konnte in der Karibik fatal sein. Zwischen Disziplin und Ausschweifung, Angst und Risikobereitschaft wurden in der Praxis Grauzonen eröffnet und abgesteckt, was auch die Entwicklung flexibler und intelligibler Rechtfertigungsstrategien für die Bezugspersonen in der Heimat beinhaltete. Die Karibik war nicht nur ein Ort des Todes und der Gefahr, sondern auch der Neuerfindung und Neudefinition dessen, was/wer man war. Neuerfindung und Neudefinition ereigneten sich jedoch nicht über Nacht, sondern inner-

mehr als Teil einer ‚deeply rooted underground tradition‘ in Europa zu verstehen und weniger als ein seltsames neues karibisches Phänomen. Marcus Redikers Artikel „When Women Pirates sailed the Seas“ bespricht sowohl die relativ bekannte Praktik weiblichen Cross-Dressings in den Armeen und Schiffscrews der Frühen Neuzeit, als auch die Popularität von Liedern und Geschichten, die von den Abenteuern solcher Frauen berichteten. Rediker betont die dauerhafte Wirkmächtigkeit dieser Narrative, welche „undercut the gender stereotypes of their time and offered a powerful alternative image of womanhood for the future“. Dies mag auf die Narrative zutreffen – und doch weist der Umstand, dass selbst in den „Libertine Colonies“ Frauen sich als Männer verkleideten, wenn sie an den ultimativen Formen gesellschaftlicher Transgression teilnehmen wollten, darauf hin, dass die Grenzen, die weiblichen Körpern gesetzt waren, sich auch jenseits des Wendekreises nicht zu sehr von denen Europas unterschieden. In diesem Kontext möchte ich darauf hinweisen, dass die Geschichten der Piratinnen, der Soldatinnen und Seglerinnen zwar faszinierend für zeitgenössische LeserInnen waren und sich auch bestens eignen, die Bedürfnisse der Leserschaft von 2017 nach Geschichten von wehrhaften, „starken“ Frauen zu befriedigen. Nichtsdestotrotz sind es Geschichten von Frauen, die Möglichkeitsräume für sich selbst eroberten, die zuvor von Männern belegt und definiert worden waren – letztlich sind es Geschichten von Frauen, die Männerleben lebten. Hier soll nicht auf den Piratinnen-Chronisten Captain Johnson Bezug genommen werden (der im übrigen möglicherweise Daniel Defoe war), sondern auf den deutlich harmloseren Moreau de Saint-Méry. Dies bedeutet einen Verlust an Piratigkeit, erlaubt allerdings im Gegenzug hoffentlich etwas allgemeingültigere Einblicke in weibliche Möglichkeitsräume in der Karibik.

halb langwieriger Transformationsprozesse, die in körperlichen Vollzügen und deren Kontextualisierungen ereigneten. Europäer, oder eher europäische Körper, erfanden sich als KolonialbewohnerInnen durch ihre Art zu essen, trinken und schlafen; in der Ausübung von Arbeit, Sexualität, Gesundheitspflege, körperlicher Aktivität oder auch Sklaverei und Gewalt. Es wird für die Untersuchung nicht als notwendig erachtet, dass die BriefschreiberInnen, deren schriftliche Zeugnisse untersucht werden, ihre eigenen veränderten Praktiken oder Erfahrungen schildern. Angst und Sorge, aber auch „Grenzüberschreitungen“ können – wie im oben kurz angesprochenen Fall des Bruders von Mme Lambert – auch durch die Augen, bzw. die Feder einer anderen Person geschildert werden, was dann in der hier vorgenommenen Interpretation entsprechend berücksichtigt wird. Das Briefmaterial wird durch zusätzliche Quellen, etwa Reise- und Regionsbeschreibungen, ein Ärztejournal oder auch Akten der französischen Militär- und Kolonialverwaltung ergänzt. Beschreibungen wie Médéric Louis Élie Moreau de Saint-Merys berühmte „Description Topographique, Physique, Civile, Politique, et Historique de la Partie Francaise de L’Isle de Saint-Domingue“¹⁴, welche die karibischen Kolonialgesellschaften als luxusverliebt, extravagant, verwegen, irrational, gewalttätig und promiskuitiv portraitierten und ihren Beitrag dazu leisteten, Erwartungen wie die von Mme Lamberts Bruder zu formen, werden kontextbildend hinzugezogen.

VORWEG: SKLAVEREI

Alle hier untersuchten oder hinzugezogenen historischen Materialien bewegen sich im Kontext der atlantischen, bzw. karibischen Sklaverei. Hierfür spielt es keine Rolle, ob das fragliche Dokument sich explizit mit SklavInnen oder Sklavereipraktiken beschäftigt oder nicht. Alle hier besprochenen Dokumente entstanden entweder in einem Alltagszusammenhang, der von Sklaverei geprägt war, oder richteten sich an Menschen, die in solchen Alltagszusammenhängen lebten. Sklaverei war eines der charakteristischen Elemente des Lebens in der Karibik. Angesichts des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit mag sich die Frage stellen, ob Neuankömmlinge, die in Europa niemanden als Sklaven gehalten hatten, sich nicht vielleicht auch mit dieser fremdartigen Erfahrung brieflich auseinandersetzten. Um hier ausnahmsweise dem Analyseteil und den sonstigen Er-

14 M.L.E. Moreau de Saint-Méry: Description Topographique, Physique, Civile, Politique, et Historique de la Partie Francaise de L’Isle de Saint-Domingue, Philadelphia/Paris/Hamburg 1789.

kenntnissen der Arbeit vorzugreifen: Weder die Sichtung, noch die intensive Analyse haben derartige Quellenbeispiele zu Tage gefördert. Auch aus anderen kolonialhistoriographischen Zusammenhängen vertraute Inhalte¹⁵ finden sich nicht in den Briefen wieder, was möglicherweise Lese-Erwartungen zuwiderläuft. So betrieben viele BriefschreiberInnen zwar in zahllosen Kontexten deutlich etwas, was analytisch als ein „Othering“ des versklavten oder freien schwarzen Körper gefasst werden kann, der Soldat Milcent etwa schrieb im August 1778 aus Martinique über die SklavInnen, die er gesehen hatte: „Sie sind alle *nègres*, die so dumm sind wie Pferde, und man führt sie mit großen Peitschenhieben und kann nicht verstehen, was sie sagen“.¹⁶ Was das Untersuchungsmaterial jedoch so gut wie gar nicht zeigt, ist das Othering des (versklavten) schwarzen Körpers durch Bezug auf den weißen bzw. kolonialistischen Körper. Die Auswirkungen oder Möglichkeiten der Karibik auf bzw. für weiße Körper wurden in den hier vorliegenden Briefen nicht etabliert, verstärkt, verdeutlicht etc. durch einen Einbezug schwarzer Körper; der Körper fungiert hier nicht als prominenter „Othering“-Kontext. Das einzige Briefexemplar, das im Laufe dieser Untersuchung gesichtet wurde, in dem (indirekt) ein Vergleich von versklavten und freien Körperlichkeiten vorgenommen wurde, stammt aus der Zeit der Revolution von Saint Domingue. Am 15. Januar 1793 beschrieb ein M. Mathelot aus Les Cayes einem M. de la Milletiche in Chantillon seine Einschätzung der Kräfteverhältnisse:

„Sie [Frankreich] weiß, dass unter den achtzigtausend Individuen, die weiß, *de couleur & freie nègres* sind, kaum dreißigtausend in der Lage sind, Waffen zu tragen; sie weiß, dass es ungefähr sechshunderttausend Sklaven in der Kolonie gibt, von denen einhundertfünfzigtausend robuste Männer sind, die kräftig und abgehärtet sind“.¹⁷

15 Dies betrifft vor allem Elemente aus Gelehrten Diskursen, etwa die Akklimatisationsproblematik und das Argument, das Weiße in den Tropen nicht arbeiten/leben könnten. Für eine längere Auseinandersetzung dieses Punktes: Raapke, Annika: Zusammen sind wir schwach? Kranke Körper und Vergemeinschaftung in der französischen Karibik des 18. Jahrhunderts, in: Werkstatt Geschichte, Themenheft „Krank“, 2018.

16 HCA 30/287, Milcent, Fort Royal, Martinique, an seine (Groß-)Mutter (?) in Paris, 03.08.1778: „Ce sont tous naigres qui sont aussy bêttes que des chevaux, et on les mènent à grand coups de fouêts, et on ne peut distinguer ce qu’ils disent“.

17 HCA 30/395, Mathelot, Les Cayes, Saint Domingue, an M. de la Milletiche, Chantillon. 15.01.1793: „Elle sait que dans les quatre vingt mille individus tant blancs que de couleur & negres libres, il y en a a peine trente mille dans le cas de porter les armes, elle sait qu’il y a environ six cent mille esclaves, dans la colonie, dont cent cinquante mille son des males robustes, vigoureux & faits à la dure“.

Diese (zahlenmäßig fragwürdige) Darstellung sollte eher die Forderung der Kolonialisten nach mehr militärischer Unterstützung von Seiten der französischen Revolutionsregierung unterfüttern als weiße Hegemonialansprüche erheben, welche dieser Forderung ohnehin zugrunde lagen. Für andere Briefbestände aus derselben Archivalsammlung stellt sich die Situation anders dar (man siehe etwa die Arbeiten von Jessica Cronshagen zur Herrnhutermission in Surinam). Hier muss allerdings die Quellenlage so akzeptiert werden, wie sie sich darstellt.

Die Sklaverei sorgte dafür, dass ein riesiger Teil der kolonialen Bevölkerung sich aus gewaltsam verschleppten und ins Land gebrachten Menschen zusammensetzte, die aus einer Vielzahl afrikanischer Länder und Kulturen stammten. Zu dem Zeitpunkt, an dem diese Untersuchung ansetzt, waren diese Menschen mit unvorstellbar drastischerer Fremdheit konfrontiert als die EuropäerInnen¹⁸. Sie waren gezwungen, neue Sprachen, Kulturen und Handlungsspielräume zu erschaffen, während die Profiteure des Sklavereisystems mithilfe extremster Gewalt und Unterdrückung versuchten, sie eben davon abzubringen. Die EuropäerInnen, als zweite zentrale Bevölkerungsgruppe, waren einerseits beständig untereinander in Kriege um die wertvollen karibischen Kolonien verwickelt und versuchten, soviel wirtschaftlichen und kulturellen Profit wie möglich aus der Region zu ziehen. Überall und nirgends in diesem Spektrum rangierten jene Menschen, die in der Karibik geboren waren. Entweder Menschen gemischter afrikanischer und europäischer Abkunft, deren soziale und rechtliche Position bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts stark verhandelbar war; oder „Kreolen“, ein Wort, das Menschen aller drei genannten Abstammungen bezeichnen konnte, sofern sie in der Karibik geboren waren, meistens aber Weiße meinte. Die soziale und rechtliche Zugehörigkeit von Kreolen war stark von situativer Interpretation abhängig, wie im Kapitel zur Karibik noch detaillierter erklärt wird. In den französischen Kolonialgefügen des 18. Jahrhunderts waren all diese Menschen potentielle BriefschreiberInnen. *Theoretisch* konnten jederzeit alle Akteure innerhalb der kolonialen Arrangements Briefe schreiben, egal ob frei oder versklavt. Die Briefe des Sklaven Philipeau an die Plantagenbesitzerin Mme de Mauger, die von Gabriel Debien bearbeitet wurden, sind ein gutes Beispiel dafür, wie auch versklavte Personen briefliche Aktionsräume innerhalb der Kolonialstruktur nutzen konnten, wenn sie mit ihnen vertraut waren.¹⁹ Auch in dem hier zugrundeliegenden Archivbestand sind einige, sehr vereinzelte Briefe zu finden, die von SklavInnen geschrieben wurden; während der Sichtung für diese Arbeit wurde ein Brief identifiziert, der vermutlich von einer Sklavin

18 Siehe auch Susan Dwyer Amussen, *Caribbean Exchanges: Slavery and the Transformation of English Society, 1640-1700*, Chapel Hill 2007, S. 74.

19 Siehe Dubois, *Les Vengeurs Du Nouveau Monde*, S. 65.

stammt, allerdings leider thematisch gänzlich am Interesse dieser Arbeit vorbeigeht. Sofern sie keine gebürtigen EuropäerInnen waren, identifizierten BriefschreiberInnen zumeist entweder sich selbst oder die AdressatInnen in ihren Briefen und Anschriften. So adressierte eine junge Frau *of colour* ihre Mutter auf dem Umschlag ihres Briefes als *négresse libre*; in der Karibik geborene Männer und Frauen wurden als „Créole“ oder „Américain“ bzw. „Américaine“ angeschrieben. Somit ist es im Allgemeinen möglich, EuropäerInnen oder Kreolen von anderen Kolonialbewohnern zu unterscheiden. Was leider mit der vorhandenen Information nicht möglich sein wird, ist, zu unterscheiden, ob es sich bei den Kreolen um People of Colour handelt oder um europäischstämmige Kolonialisten. Dies ist bedauerlich, da diese Zuordnung im Laufe des 18. Jahrhunderts in der Karibik immer bedeutsamer wurde. Es besteht somit für jede kreolische Briefschreiberin und jeden kreolischen Briefschreiber die Möglichkeit, dass es sich um eine Person *of colour* handelt, sofern keine anderweitigen Angaben gemacht werden. Mit Blick auf die weiteren sozialen Hintergründe der Personen, die hier zu Wort kommen werden, liegt der Fokus weitgehend auf Mitgliedern unterer und mittlerer Bevölkerungsschichten; Angehörige ökonomischer, intellektueller oder politischer Eliten tauchen vergleichsweise selten auf, werden aber in der Analyse nicht systematisch abgegrenzt. Genauso wenig werden Männer- und Frauenbriefe „getrennt“ untersucht, denn, wie Natalie Zemon Davis erklärt: „history is always relational: the history of women involves men, the history of peasants involves proprietors; the history of workers involves employers. But even while describing all the parties, the decentering historian may let the subalterns and their practices and beliefs carry the narrative“.²⁰

In der Erforschung von Lebenswelten, die zu einem entscheidenden Teil von Sklaverei geprägt werden, können diejenigen Menschen, deren Geschichten hier untersucht werden, keinesfalls die hauptsächlichen „Subalternen“ sein. Doch die komplexen Sozialgefüge der Karibikkolonien setzten sich nicht nur aus reichen SklavenhalterInnen und ihren SklavInnen zusammen. Sie umfassten Menschen, die aktiv an der Erhaltung und Durchsetzung von Sklaverei beteiligt waren, indem sie Sklaven besaßen oder verkauften und Sklavenarbeit nutzten oder verwalteten; aber auch Menschen, die keine direkten geschäftlichen Verbindungen zum Sklavenhandel und zur Sklaverei besaßen und die doch sozial und ökonomisch davon profitierten, wie etwa kleinere Handwerker und Händler oder die Menschen, die ihren Familienangehörigen in die Karibik nachzogen. Sie umfassten insbesondere eine Vielzahl von Menschen, die nur eine relativ kurze Zeitspanne in der Karibik verbrachten, etwa Schiffsmannschaften, Kapitäne und

20 Zemon Davis, Natalie: *Decentering History: Local Stories and Cultural Crossings in A Global World*, in: *History and Theory* 50/2011, S. 188-202, S. 190.

Soldaten. Diese vielfältige, breite gesellschaftliche Zusammensetzung wird in der vorliegenden Arbeit abgebildet – zumindest soweit möglich, denn gemäß der Paradoxie der historischen – oder eher der archivarischen – Gegebenheiten wird der zahlenmäßig größte Bevölkerungsanteil, die Sklaven, am wenigsten direkte Repräsentation erfahren.